

Gesellschaftlicher Aufbruch, reale Utopien und die Arbeit am Sozialen

C. Wolfgang Müller

Technische Universität Berlin

Abstract

Seit Jahren liegen uns Journalisten und Talkshow-Wissenschaftler mit der Feststellung in den Ohren, die Zeiten der Moderne seien nun endgültig vorbei und wir würden in einer gleichsam geschichtslosen Post-Moderne leben, in der die alten Gegensätze zwischen „Rechts“ und „Links“ zwischen „Reaktion“ und „Fortschritt“ endgültig überwunden worden seien. In der Öffentlichkeitsarbeit für Märkte und Meinungen hat sich ein sogenanntes postmodernes Paradigma durchgesetzt, das als „TINA-Prinzip“ bezeichnet wird. TINA steht für „There is no alternative“. Dieser Satz ist nicht nur dumm, sondern auch menschenfeindlich und anti-demokratisch. Natürlich gibt es Alternativen aber bestimmte Interessengruppen verschweigen sie. Eine wichtige Aufgabe für aufgeklärte Angehörige der Sozialen Arbeit ist es, uns selber und anderen jeden Tag von neuem die Augen zu öffnen für *tatsächliche* Alternativen zu der schlechten Praxis, mit der wir versuchen, unsere Probleme zwar nicht in den Griff zu bekommen, sondern klein zu reden.

1. Meine Position angesichts eines vielfältigen Themas

Ich bin Sozialpädagoge, Soziologe und Philologe. Philologen gelten gemeinhin als „Wörterliebhaber“ oder zumindest als solche, die Wörter ernst nehmen und auf ihre vielfältige Geschichte zurückverfolgen. Erlauben Sie mir deshalb drei Vorbemerkungen zu Schlüsselwörtern, mit denen wir uns verständigen. Ich neige dazu, den Begriff „gesellschaftlicher Umbruch“ oder „social transition“ oder „Risveglio della società“ in den Plural zu setzen – also von „gesellschaftlichen Umbrüchen“ zu sprechen. Sie haben ja gestern schon

Part of

Elsen, S. & Aluffi Pentini, A. (Eds.). (2013). *Gesellschaftlicher Aufbruch, reale Utopien und die Arbeit am Sozialen*. bu.press.
<https://doi.org/10.13124/9788860461049>

17



ausführlich darüber gesprochen, dass die neuen sozialen und politischen Bewegungen in Europa und in Nord-Afrika unterschiedliche Ursachen haben, unterschiedliche Erscheinungsformen und möglicherweise unterschiedliche Konsequenzen. Schon als mir vor Jahren der Harald Swedner Preis in Moldavien zugesprochen wurde, habe ich davor gewarnt, den Modebegriff der „Globalisierung“ als Ausdruck weltweit geltender allgemeiner Gesetzmäßigkeiten ernst zu nehmen. Denn mit Dani Rodrik und seinem Buch „Das Globalisierungs-Paradox“ (2011) bin ich der Meinung, dass der harte Kern des Globalisierungsbegriffs auf kolonialistische Traditionen verweist und eigentlich die Internationalisierung imperialistischer Ausbeutung von Rohstoffen, Arbeitskräften und anderen Ressourcen von sogenannten „Entwicklungsländern“ kennzeichnen sollte. Die wirtschaftliche, soziale und politische Entwicklung unterschiedlicher Entwicklungsländer hängt aber von vielerlei Faktoren ab: von der Entwicklung der Produktivkräfte und der Produktionsmittel, von ethnischen und kulturellen Traditionen, vom Charakter der Organisation des Politischen und von der Schlagkraft progressiver Bewegungen und Gewerkschaften. Zeitgenössische Gesellschaftswissenschaftler betonen deshalb heute weniger die weltweiten Gleichförmigkeiten, sondern vielmehr die nationalen, die regionalen, die lokalen Besonderheiten. Wenn wir heute Nachmittag von der „nachhaltigen Entwicklung in Süd-Tirol“ sprechen, dann sprechen wir eben von „Süd-Tirol“ und nicht von „Italien“ und schon gar nicht von „Europa“.

Dass wir uns bei der *Fahndung nach „realen Utopien“* auf einem verminten Gelände befinden, haben die Organisatoren dieser Konferenz schon im Vorfeld deutlich gemacht. Uns geht es heute nicht mehr um ein idealistisches Gedankenkonstrukt im Lande „Nirgendwo“, wie Platon es vor zweieinhalb tausend Jahren im Kopfe hatte. Es geht uns auch nicht mehr um jene „realen Utopien“, welche Sozialisten und Kommunisten aller Länder auf revolutionären Wegen aufbauen wollten und die ihren Überzeugungen entsprechend nur „weltweit“ durchgesetzt werden könnten. So gesehen war Stalins Idee vom „Sozialismus in einem Land“ ein autoritärer Rückschritt.

Sondern es geht uns, wie die Einladung zu dieser Konferenz es formuliert, „um reale Utopien, die an konkreten Orten geplant und umgesetzt werden und die in Anteilen gewünschte zukünftige Entwicklung vorausnehmen“.

Diese positive, in die Zukunft gerichtete Fassung des Begriffs „reale Utopien“ ist mir besonders wichtig, weil ich in einem Lande lebe, in dem seit dreißig Jahren reaktionäre politische Kräfte die Definitionsmacht darüber übernommen haben, was für sie „zukunftsfähig“ ist. Auf diese Weise ist etwa der Begriff „Reform“ seines, für meinen Sprachverstand positiven Charakters entkleidet worden und muss in diesen Tagen als Gütesiegel für gesellschaftlich-ökonomische Wegbeschreibungen herhalten, die ich seit langem für Gott sei Dank überwunden glaubte.

Meine dritte Bemerkung bezieht sich auf *die Rolle der Sozialen Arbeit* im Zusammenhang mit der Entwicklung und Verwirklichung von realen Utopien, die der allseitigen Entwicklung eines humanen, auf Gleichheit und Zugangsgerechtigkeit gerichteten Gemeinwesens dienen. Für mich ist es eine zentrale Frage, auf welchen Voraussetzungen eine solche Entwicklung ruhen könnte – denn dass es nicht ausreicht, darauf zu bauen „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut, denn das allein unterscheidet ihn von allen Wesen, die wir kennen“ – darüber können wir uns wahrscheinlich rasch verständigen.

2. Bedingungen für die Nachhaltigkeit realer Utopien

Um den Begriff „reale Utopien“ zu konkretisieren schlage ich für meine Zwecke eine Operationalisierung vor, die sich auf die sozialstaatliche Entwicklung in meinem Lande bezieht, die ich über die Zeit der letzten 120 Jahre wissenschaftlich und zur Hälfte auch persönlich verfolgen konnte. Dabei hat es eine Phase gegeben, in der anspruchsvolle und erwartungsfrohe Studierende der Sozialen Arbeit davon überzeugt waren, dass sie selber als Pioniere zur Vorhut solcher sozialen Utopien gehören würden, wenn es ihnen gelänge, die Mehrheit der Bevölkerung oder doch relevante Kader hinter ihrem Banner zu versammeln. Eine kurze Weile haben auch ich mit diesem Gedanken geliebäugelt. Aber dann wurde mir klar, dass jene Schweizer Sozialarbeiter recht hatten, die auf einer Demonstration des Jahres 1930 das Transparent zeigten „Wir sind die Sanitätskolonne des kämpfenden Proletariats“. Sanitätskolonne – nicht Stosstrupp und auch nicht Vorhut!

Die Zielgruppe Sozialer Arbeit haben sich im Laufe der letzten 80 Jahre in Deutschland und sicherlich auch anderswo teilweise verändert und in die Mitte der Gesellschaft verschoben. In den USA, in Griechenland und bald auch in Deutschland werden mehr und mehr Familien des kleinbürgerlichen Mittelstandes um unterstützende Hilfe nachsuchen müssen – Familien, die ihre Ersparnisse und ihre bescheidenen Aktienanteile Finanzbanken anvertrauten, die dieses Geld achselzuckend verzockt haben.

Als das von mir gegründete Institut für Sozialpädagogik der Technischen Universität Berlin seinen 25. Geburtstag feierte, haben wir einen Sammelband mit dem Titel herausgegeben „Tropfen auf heißem Stein“ (1992). Er sollte die eigentliche Funktion sozialer Arbeit mit einem einprägsamen Bild illustrieren: „The title of our book describes a main function of Social Work. It works like some small drops of cold water brought down to a hot millstone to prevent the stone from bursting.“

Oder mit einem deutschen Schlagwort: Soziale Arbeit hat in jeder Gesellschaft, die auf die Zustimmung breiter Massen der Bevölkerung angewiesen ist, *auch* die Funktion der Loyalitätsbeschaffung. Oder, wie es meine gegenwärtige Bundeskanzlerin einmal ausgedrückt hat: „Wir müssen schauen, dass uns unsere Gesellschaft nicht mal um die Ohren fliegt“.

Entscheidend für die schrittweise Entwicklung des deutschen Sozialstaats in den zwei Generationen zwischen Bismarck und Bebel waren recht unterschiedliche intervenierende Variablen. Ich nenne Ihnen fünf. Da registrieren Historiker gegen Ende des 19. Jahrhunderts eine Verschärfung der Klassengegensätze und damit verbunden ein zunehmend schlechtes „soziales Gewissen“ der gebildeten Teile des deutschen Funktionsbürgertums. Nach der Aufhebung der Sozialistengesetze kam eine deutliche Stärkung der deutschen Sozialdemokratie und der Einzelgewerkschaften hinzu. Gleichzeitig aber auch die Einsicht deutscher Großindustrieller, dass sie im internationalen Konkurrenzkampf mit dem britischen Maschinenbau nur bestehen könnten, wenn sie ihre qualifizierten Facharbeiterfamilien über Generationen hinweg bei der Stange halten konnten und sie nicht in jeder

Absatzkrise auf die Straße setzten und aus ihrem angestammten Wohnort vertrieben. Und schließlich waren es drei soziale Bewegungen, die auf den Ausbau sozialer Unterstützungs- und Sicherungssysteme drängten und unterschiedliche Bereiche der Sozialen Arbeit personell und methodisch voran brachten, qualifizierten und schließlich professionalisierten: die bürgerliche Frauenbewegung, die Frauen innerhalb von Sozialdemokratischer Partei, Arbeiterwohlfahrt und Roter Hilfe und die Jugendbewegung zwischen 1900 und 1914, die in Deutschland und Österreich einen besonderen Charakter hatte und für die Entwicklung von Reformpädagogik, Jugendförderung und Kinderschutz entscheidende Impulse beisteuerte. Und schließlich führte der militärisch verlorene 1. Weltkrieg zur Abdankung des Kaisers und zu einem bei aller Kritik von rechts und links ernst zu nehmenden Versuch von Rheinischem Kapitalismus und revisionistischer Sozialdemokratie, die inzwischen erkämpften und erprobten sozialen Einrichtungen und Maßnahmen auch sozialpolitisch abzusichern und zu verstetigen. Bis die Weltwirtschaftskrise alle Hoffnungen zunichte machte und letztendlich Adolf Hitler und seine braunen Kämpfer an die Macht spülte.

3. Der kalte Krieg und die beiden Hälften des Himmels

Nach dem blutigen Ende des 2. Weltkriegs versuchten die bis dahin gemeinsam gegen das Dritte Reich kämpfenden Machtblöcke in West und Ost, ihre Territorien nicht nur abzusichern und zu erweitern, sondern auch gegenseitig durch sozialstaatliche Leistungen, Maßnahmen und Einrichtungen zu legitimieren. Dabei gingen die Länder des „realen Sozialismus“ davon aus, dass grundlegende soziale Probleme gelöst wären, weil der Grundwiderspruch zwischen Kapital und Arbeit überwunden sei. Während „wir“ im Westen davon ausgingen, dass die „Soziale Marktwirtschaft“ von Ludwig Erhard das spannungsreiche Bündnis von Rheinischem Kapitalismus und entproletarisierte Arbeitsbevölkerung wiederbeleben könne. In den beiden Teilen des gespaltenen Rest-Deutschland gab es einen Konkurrenzkampf der besonderen Art. Die Bundesrepublik Deutschland lockte mit persönlicher Freiheit, Freizeit und Konsumrausch. Die Deutsche Demokratische Republik versprach soziale

Sicherheit, Bildung für alle und einen gesicherten Arbeitsplatz. Wir alle wissen, wer letztlich überlebt hat und was übriggeblieben ist.

Das alles ist Schnee von gestern. Aber es mag helfen, die Bedingungen ins Auge zu fassen, die vorherrschen müssen, wenn reale Utopien im Bereich der Arbeit am Sozialen eine Auftrittswahrscheinlichkeit und eine Überlebenschance haben sollen.

Da ist einmal ein gewisses Niveau der *Entfaltung der Produktivkräfte und der Entwicklung der Produktionsmittel*. Im Prinzip könnte man natürlich auch die Armut gerecht verteilen. Aber unter kapitalistischen Produktions- und Besitz-Verhältnissen ist ein gewisser Wohlstand, der von der Mehrheit der Beteiligten zwar nicht als „gerecht“ aber doch als „fair“ erlebt wird, eine Voraussetzung, wenn der Kampf um den Platz an der Sonne nicht zum Kampf aller gegen alle ausufern soll. Doch die Entfaltung der Produktivkräfte und der Produktionsmittel war vor allem in Europa ein jahrhundertlanger Prozess, der sich zwar heute beschleunigen lassen könnte, der aber seine zwei bis drei Generationen braucht, um zu nachhaltigen sozialen, kulturellen und politischen Errungenschaften zu führen. In dieser Zeit bedarf es internationaler Solidarität aller beteiligten Gesellschaften – und die Ächtung eines Finanzmarktes, der auf den Bankrott der Entwicklungsländer wettet.

Dann bedarf es einer *aufgeklärten Wahlbürgerschaft*, die sich nicht hat einreden lassen, „jeder sei seines Glückes Schmied“ und „jeder sei sich selbst der Nächste“. Wir haben schließlich in allen wichtigen weltanschaulichen Traditionen das Gebot, dem Nächsten zu helfen, unabhängig davon, wie nahe er oder sie uns ist. Dieses Gebot ist etwa im 10. Kapitel des Lukas Evangeliums am Beispiel des barmherzigen Geschäftsreisenden von Jerusalem nach Jericho erzählt, der unter die Räuber gefallen war. Aber es gilt *nicht* für massenweise Notfälle, die strukturelle gesellschaftliche Ursachen haben. Hier weist der achselzuckende Hinweis auf individuelle Barmherzigkeit ins Leere. Hier sind gesamtgesellschaftliche Vorkehrungen von Nöten. Aber diese Vorkehrungen müssen für jedermann verbindlich formuliert worden sein – und sie müssen

sich auch ins Bewusstsein und ins Handlungsmuster von uns allen eingegraben haben.

Weiter bedarf es einer geschärften Sichtweise von uns allen, um internationale, nationale, regionale und lokale *Beispiele gelebter Praxis* identifizieren zu können, die sich bereits *als Teile realer Utopien* verstehen und von einer aufgeklärten Öffentlichkeit als solche verstanden werden. Ich erinnere mich noch deutlich an einen Reportageband, den mein späterer Kollege an der TU Berlin, Robert Jungk 1952 unter dem Titel „Die Zukunft hat schon begonnen“ veröffentlicht hat. Er, der gelehrte Wissenschaftspublizist und Zukunftsforscher hatte auf dem nordamerikanischen Kontinent Orte und Projekte besucht, die damals bereits beispielhafte künftige Entwicklungen vorwegzunehmen schienen. Und er hatte sie in ihrer ganzen Ambivalenz als Reporter abgeschrieben – denn reale Utopien sind immer schon Schaubilder, die sich zu einem Wunsch – oder auch zu einem Furchtbild verdichten können. Das kommt ganz auf die Interessenlage und den Standpunkt des Betrachters an.

In meiner Lehrtätigkeit im Berliner Westen der Studentenbewegung zwischen 1965 und 1975 habe ich selber Beispiele aus der konkreten sozialen Arbeit miterlebt und mitgestaltet, die man als „reale Utopien“ bezeichnen könnte. Wir haben Kinderläden als Alternative zu der staatlichen Kleinkindererziehung gegründet. Unsere Studenten haben an der Zerschlagung übergroßer Erziehungsheime mitgewirkt, in denen kirchliche Wohlfahrtsverbände für jeden Heimplatz das Geld der Steuerzahler kassierten. Wir haben die „Sozialpädagogische Erziehungshilfe“ erfunden, um verfrühte Heimeinweisungen zu verhindern. Wir haben eine neue Art von „Elternerziehung“ erfunden, um uns selber als emanzipierte Eltern zu erziehen. Wir haben Abenteuer-Spielplätze erfunden – als Alternative zu den behördlichen Tummelplätzen mit Sandkasten und Kletterbaum. Und wir haben Erfahrungen mit einer „Erlebnispädagogik“ gemacht, die anders war als ein Aufenthalt im Landschulheim an der Hand von sorgenvollen Klassenlehrern. Geschichten, in denen reale Utopien aufscheinen können, gibt es natürlich nicht nur in der Sozialen Arbeit, sondern auch in zahllosen anderen Bereichen unseres gesellschaftlichen Lebens: im Produktionsbereich, im Wohnbereich und in der Freizeit.

Susanne Elsen, die diesen Kongress mit Kollegen zusammen vorbereitete, hat einen großen Teil ihres wissenschaftlichen Lebens mit der Erforschung von Geschichte und Gegenwart genossenschaftlicher Produktionsgemeinschaften zugebracht – Produktionsgemeinschaften, die nicht primär an der Mehrwertproduktion interessiert waren, sondern an einer humanen Verbindung von Arbeit, Leben und Freizeit. Das, was uns im verblässenden Spätkapitalismus als immer größeres Problem auf die Tagesordnung drängt: die immer wieder misslingende Balance zwischen Arbeit und Leben – besser: zwischen Lohnarbeit und dem anderen Leben – hat sie am positiven Beispiel von Produktions-, Wohnungs- und Konsumgenossenschaften studiert und damit eine Forschungslücke geschlossen, die von der gängigen, eng geführten Betriebswirtschaftslehre aus guten Gründen überhaupt nicht auf den Schirm genommen wird. Wir werden heute Nachmittag interessante Beispiele der Gemeinwohlökonomie aus Südtirol erfahren.

4. TINA ist falsch – es gibt Alternativen

Seit Jahren liegen uns Journalisten und Talkshow-Wissenschaftler mit der Feststellung in den Ohren, die Zeiten der Moderne seien nun endgültig vorbei und wir würden in einer gleichsam geschichtslosen Post-Moderne leben, in der die alten Gegensätze zwischen „Rechts“ und „Links“ zwischen „Reaktion“ und „Fortschritt“ endgültig überwunden worden seien. In der Öffentlichkeitsarbeit für Märkte und Meinungen hat sich ein sogenanntes postmodernes Prinzip durchgesetzt, das von den Werbe-Fritzen als TINA-Prinzip buchstabiert wird. TINA ist eine englische Abkürzung und steht für „There is no alternative“ = „Es mag Ihnen nicht gefallen. Aber was wollen Sie machen? Es gibt halt keine Alternative!“

Dieser Satz ist nicht nur dumm, sondern auch menschenfeindlich und antidemokratisch. Denn wenn es wirklich keine Alternative zu der gegenwärtigen und kritikwürdigen Praxis geben würde, dann könnten wir uns alle begraben lassen oder zumindest auf den Weg ins nächste Wahlbüro verzichten.

Natürlich gibt es Alternativen aber bestimmte Interessengruppen verschweigen sie.

Eine wichtige Aufgabe für aufgeklärte Angehörige der Sozialen Arbeit ist es in meinem Verständnis, uns selber und anderen jeden Tag von neuem die Augen zu öffnen für – nein – nicht für mögliche, *sondern für tatsächliche* Alternativen zu der schlechten Praxis, mit der wir versuchen, unsere Probleme zwar nicht in den Griff zu bekommen, sondern klein zu reden.

Und es gibt genügend Einrichtungen und Zusammenschlüsse – analog und virtuell –, die den erfolgreichen Versuch machen, unser Wahrnehmungsvermögen für Alternativen zu schärfen: für Alternativen, die es gibt, nicht für solche, die sich Feuilletonisten ausdenken. Die Berliner Tageszeitung TAZ (Die andere Zeitung) hat im letzten Monat eine Veranstaltungsreihe zu ihrem 20. Geburtstag organisiert unter dem Titel:

„DAS GUTE LEBEN! Es gibt Alternativen!“

Dabei geht es um die Fragen, was ein „gutes Leben“ für Menschen in der arabischen Welt bedeuten kann, warum Menschenrechte wichtiger sind als ökologische Erneuerungen, wie Pioniere die Natur in die Stadt holen und warum das Land Schleswig-Holstein eine „grüne“ Wirtschaftsmacht werden will.

Eine verrückte Mischung vielleicht. Manchem vielleicht zu „grün“ oder zu „versponnen“ – aber eben gedacht und gemacht, um uns die Augen zu öffnen für mögliche Alternativen, die manche von uns sich längst haben ausreden lassen. Aus Müdigkeit? Aus Resignation? Aus Faulheit vielleicht ...? Ich aber denke: Es gibt wirklich was Neues zu tun. Packen wir es an!

Literaturverzeichnis

- Elsen, S. (2007). *Die Ökonomie des Gemeinwesens. Sozialpolitik und Soziale Arbeit im Kontext von gesellschaftlicher Wertschöpfung und –verteilung*. Weinheim: Juventa.
- Elsen, S. (Hrsg.). (2011). *Ökosoziale Transformation. Solidarische Ökonomie und die Gestaltung des Gemeinwesens*. Neu-Ulm: AG SPAK Bücher.
- Müller, C. W. (2009). *Wie helfen zum Beruf wurde. Eine Methodengeschichte der Sozialen Arbeit*. Weinheim: Juventa.
- Müller, C. W. & Ripp, W. (Hrsg.). (1992). *Tropfen auf heißem Stein. 25 Jahre Institut für Sozialpädagogik der TU Berlin*. Weinheim: Beltz.
- Jungk, R. (1952). *Die Zukunft hat schon begonnen*. Frankfurt am Main: Scherz & Goverts.
- Rodrik, D. (2011). *Das Globalisierungs-Paradox*. München: Beck.